

## 9 Schwein gehabt

(Ein Auszug aus der Mitte des Kapitels)

....

Als es dämmerte, schlich ich mich auf die Vorpiek. Ich wollte allein sein. Theo und Alma waren gemeinsam auf der Brücke. Sie versüßte ihm wahrscheinlich gerade seine Wache mit Küssen, grollte es in mir. Den Rest der Crew blendete ich einfach aus. Mir war alles egal. Scheiß auf Hillary und seinen Mount Everest.

Nicht nur für meinen Vater und Alma war das Vorschiff ein besonderer Ort, besonders im Dunkeln bei sternenklarem Himmel auf dem Atlantik. Das Summen der Wellen und die Weite des Horizonts, der sich wie meine Hand auf dem Brustkorb beim Ein- und Ausatmen im Ozean hob und senkte, luden zum Verweilen ein und ich versuchte, mich innerlich zu sammeln. Nirgends habe ich je wieder ein Firmament gesehen, wo sich Unendlichkeit und Geborgenheit vereinen und das Leuchten der Sterne auf den Wellenkämmen vor dem Bug tanzt. Das war wie Balsam für meine Seele. Ich verlor mich in den Sternen, hörte eine Kasette über den Walkman und hatte für diesen Moment meine Sorgen vergessen.

Plötzlich hörte ich Schritte auf der Stiege zur Vorpiek hinter mir. Ich drehte mich um und sah den Kopf meines Vaters auftauchen.

Ich wusste nicht, ob ich wütend sein sollte oder ob ich es als Friedensangebot werten sollte. In mir kämpften widerstreitende Gefühle hin und her. Irgendwann überwog mein Trotz die Sehnsucht. Schnell setzte ich mich kerzengerade auf und starrte über den Bug hinweg.

„Lilly, darf ich mich zu dir setzen?“

„What’s the name of the game“ von ABBA spielte gerade durch die Kopfhörer. Der Titel hatte in jenem Augenblick einen shakespeareschen Symbolcharakter, denn auf diesem Schiff spielten Theo und ich häufiger in verschiedenen Mannschaften – der Ausgang? Tragisch? Komisch? Ich drückte die Stopptaste und nahm die Kopfhörer ab.

In diesem Augenblick fiel mir mein Fluchtplan ein und ich erschrak. Theo durfte auf keinen Fall merken, was ich eigentlich im Schilde führte. Dafür hatte er schon immer gute Antennen gehabt.

„Warum nicht.“ Ich bemühte mich um einen ruhigen Tonfall und klopfte mit einer Hand neben mich auf den freien Platz. Theo kam näher. Vielleicht war die Einladung zu freundlich und er könnte Verdacht schöpfen. Also setzte ich eine gleichgültige Miene auf.

Neben mir streckte mein Vater die Beine aus, stützte sich auf seine Ellenbogen und schaute in den Sternenhimmel.

„Ich kann verstehen, dass meine Liebe zu Alma für dich sehr unerwartet kommt. In ihr habe ich die Frau gefunden, die mich ergänzt und glücklich macht. Sie ist sehr klug und sie mag dich und Anna auch sehr.“

Dieses Gut-Wetter-Familien-Geschwafel kannte ich zur Genüge von meinen Eltern. Ich wollte es einfach nicht mehr hören. Allein das „auch“ in seinem letzten Satz machte Anna und mich wieder zum angeflickten Teil seines neuen Lebens mit Alma. Ich spürte, wie sich meine Fäuste ballten. Am liebsten hätte ich laut aufgeschrien. Doch ich riss mich zusammen, um meinen Fluchtplan nicht zu gefährden.

„Lilly, deine Mutter und ich sind seit mehr als zehn Jahren getrennt. Sie hat eine neue Familie und neues Glück gefunden. Das freut mich für sie und ich mag sie immer noch sehr. Anna und du – ihr seid unser größtes Geschenk.“

Eine Weile sagte er nichts und blickte in den Sternenhimmel, während ich auf meiner Unterlippe kaute, um nichts sagen zu müssen.

„Kennst du das Gedicht ‚Es führt dich meilenweit von dannen‘ von Friedrich Schiller?“  
Ich nickte und er rezitierte:

*„Und bleibt doch stets an seinem Ort,  
Es hat nicht Flügel auszuspannen  
Und trägt dich durch die Lüfte fort.  
Es ist die allerschnellste Fähre,  
Die jemals einen Wanderer trug,  
Und durch das größte aller Meere  
Trägt es dich mit Gedankenflug,  
Ihm ist ein Augenblick genug!*

*Dies leichte Schiff, das mit Gedankenschnelle  
Mich durch die Lüfte ruhig trägt,  
Sich selbst nicht von dem Ort bewegt,*

*Das Sehrohr ist's, das in die Ferne  
Den Blick beflügelt bis ins Land der Sterne.“*

Mein Vater war ein Wanderer, ein Suchender mit der Zuversicht, dass auch er sein Glück finden würde. Ich fand es gemein von ihm, dass er versuchte, mich mit Lyrik weichzukochen und auf seine Seite zu ziehen.

„Weißt du“, begann ich leise „ich habe versucht, dieser Reise eine echte Chance zu geben und habe deinem Traum, der nicht mein Traum ist, vertraut. Und du, du hast mich verraten!“

„Ich will ebenfalls frei sein und mein Glück leben“, bedrängten mich seine Worte weiter. „Nicht nur in der Liebe, sondern in der Freiheit und der Erfüllung meines Traumes - mit euch um die Welt reisen und Gutes zurückgeben. Deshalb habe ich dieses Schiff gekauft. Nicht um zu flüchten, weil deine Mutter krank geworden ist. Diese Reise hatte ich schon jahrelang geplant.“

„Ach ja, du willst dein Glück leben“, flüsterte ich durch meine zusammengebissenen Zähne. Das war genau die Antwort, vor der ich Angst gehabt hatte. „Und was ist mit dem Glück der anderen? Mit meinem zum Beispiel?“

Langsam zählte ich von zehn rückwärts, um ihn nicht anzuschreien.

Er sah mich an und ich konnte in seinen Augen sehen, dass er verwirrt war. Er verstand mich ebenso wenig wie ich ihn. Nach einigen Minuten des Schweigens seufzte er tief, tätschelte beim Aufstehen meinen Arm und stieg wieder leise nach unten.

Ich atmete schwer aus. Verständnissvolle Gedanken wollte ich nicht aufkommen lassen. Sie könnten meinen Fluchtplan gefährden. In zwei Tagen wollte ich weg sein und es würde alles gut werden, versprach ich den Sternen über mir und verzog mich, so unsichtbar für die anderen wie möglich, nach unten in meine Koje zu Äbi. Ihm flüsterte ich dann von dem Leben, das ich mir für uns als Familie mal erträumt hatte und das scheinbar von niemandem außer mir (und Äbi) vermisst wurde. In jenem Punkt gab ich meinem Vater recht, dass jeder Mensch sein Glück suchen musste. Auch ich. Trotzdem fühlte es sich falsch an und ich fragte mich, warum ich mich nicht traute, Theo davon zu erzählen. Doch meine Gefühle blieben diffus, außer dass mir klar wurde, dass ich nicht länger so tun wollte, als wäre ich einverstanden, den Traum meines Vaters leben zu wollen, nur damit er mich lieb hatte. Also musste ich ein neues Leben suchen und finden. Über diesen Gedanken schlief ich traumlos ein.

In der Nacht erwachte ich scheinbar ohne Grund. Vielleicht war mir im Schlaf eingefallen, dass mir noch immer das Geld und mein Pass fehlten. Ohne Licht zu machen, versuchte ich, den Raum wahrzunehmen. Ein leichtes Schnarchen kam aus Annas Koje. Die Kojen von Alma und Frida waren leer. Im Schiff war es bis auf das regelmäßige Motorengeräusch still. Barfuß schlich ich mich nach oben. In der Messe war es dunkel. Die Uhr glaste dreimal – es war drei Uhr. Ich warf einen kurzen Blick aufs Deck. Drei Hängematten waren belegt und es ertönten Schlafgeräusche aus ihnen. Sehr gut. Theo hatte die nächtliche Wache auf der Brücke. Leise schlich ich hoch und legte vorsichtig mein Ohr an die geschlossene Tür. Über die Knackgeräusche des Funkgeräts hinweg hörte ich Alma und Theo flüstern. Ich schlich wieder zurück. Also schliefen Frida, Victor und Eduard an Deck. Klasse! Jetzt konnte ich mir endlich mein Taschengeld und meinen Pass holen.

Ohne Licht zu machen, tastete ich mich zur Kapitänskajüte vor. Lautlos öffnete ich die Tür und schloss sie wieder hinter mir. Das rote Leuchten des Notschalters am Funkgerät warf genug Licht in den kleinen Raum, um die Umriss der Möbel zu erkennen und mich zielgerichtet zu bewegen. Vorsichtig hob ich die Matratze hoch, schob ein Brett beiseite und langte in das Geheimfach. Ich erfuhr mehrere Geldbündel und zwei kleine Kuverts, die ich herausnahm. Ich hielt sie direkt unter die Notleuchte, um die Namen „Anna“ und „Lilly“ darauf lesen zu können. Aus dem Umschlag mit meinem Namen entnahm ich ein dickes Geldbündel. Insgesamt waren es schon ein paar hundert Dollar. Das müsste reichen, hoffte ich. Obwohl ich mir nicht sicher war, wagte ich es nicht, meinem Vater von seinem Geld zu stehlen. Direkt neben meinem Taschengeld lagen zigtausende Dollar. Das wäre einfach falsch, befand ich. Bis auf mein Taschengeld legte ich alles zurück in das Geheimfach. Nachdem ich die Koje wieder ordentlich gemacht hatte, schlich ich zum Kartentisch unter dem Funkgerät. Dort bewahrte mein Vater die Crewunterlagen, also auch die Pässe, auf. Ich hob den Deckel an, nahm die Bordmappe heraus und öffnete in dem roten Lichtkegel die Reisepässe. Der Dritte war meiner. Ich steckte ihn in meine Shorts zu dem Geld.

Mein Herz schlug bis zum Hals, als ich leise wieder die Tür einen Spalt breit öffnete. Ich fühlte mich wie eine Diebin. Schnell schob ich mein schlechtes Gewissen zur Seite und lauschte angestrengt. Es war immer noch still an Bord. Rasch schlich ich wieder nach unten. Anna schlief fest. Ich wagte es, mir mit meiner Taschenlampe zu leuchten und rollte das Bündel Geld auseinander. Theo hatte mein Taschengeld in US-Dollar

getauscht. Der Dollar war damals die gängigste und international am meisten akzeptierte Reisewährung. Das war nett von ihm. Wir hatten einen mehr als fairen Kurs bekommen. Insgesamt zählte ich 735 amerikanische Dollar. Das müsste für ein Ticket reichen, hoffte ich. Eigentlich konnte ich es gar nicht einschätzen, was es kosten würde. Es war immerhin eine Flugreise nach Deutschland. Damals war Fliegen etwas Besonderes und es gab noch keine Billigairlines. Außerdem war ich noch nie alleine geflogen.

Schnell versteckte ich die Sachen unter der Matratze am schmalen Fußende meiner Koje.

Ich hatte es getan. Überrascht über mich selbst raste mein Herz – eine Mischung aus Euphorie und Stolz erfüllte mich. Ich holte ein paar Mal tief Luft, bevor ich in meine Koje kroch, um wieder zu schlafen. Mit Äbi im Arm wälzte ich mich unruhig umher.

Irgendwas stimmte an meinem Plan nicht. Das machte mich ruhelos.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Der Reisepass! Ich musste ihn zurücklegen.

Morgen nach dem Einlaufen in den Hafen von Porto Grande würde Theo alle Pässe zusammen mit der vollständigen Crewliste den Polizeibeamten vorlegen müssen.

Blitzschnell kramte ich den Pass unter der Matratze hervor. Annas Atem war noch immer regelmäßig – zum Glück. Ich schlich mich wieder zum Aufgang und horchte. Im Flur hörte ich Schritte. Vorsichtig lugte ich nach oben. Vor dem Aufgang zur Brücke konnte ich schemenhaft jemanden sehen. Durch die offene Tür fiel ein wenig Licht hinunter. Alma balancierte mit zwei Kaffeebechern die Treppe nach oben. Ich wartete bis sich die Tür zur Brücke schloss. Durch langsames Atmen versuchte ich mich zu beruhigen. Ich fühlte mich ertappt. Naja – beinahe. Ich nahm ebenfalls die Treppe, ging durch den schmalen Gang bis zu Theos Kajüte. Ich legte vorsichtshalber mein Ohr an die Tür. Stille. Also war er auf der Brücke. Leise betrat ich in den Raum und öffnete den Kartentisch. Ich dachte an Theos penible Ordnung. Mein Pass war der dritte in dem Stapel Papiere gewesen. Ich hob die ersten zwei Reisepässe an und schob meinen hinunter. Geschafft. Genauso leise, wie ich gekommen war, trat ich den Rückzug nach unten an.

Endlich lag ich wieder in meinem Bett. Puh. Das war gerade noch einmal gutgegangen.

\*\*\*\*\*

Am nächsten Morgen hatten wir die Kapverdische Inselgruppe erreicht - ungefähr ein Dutzend kleiner Inseln, knappe 500 Kilometer von der afrikanischen Nordwestküste entfernt.

Mit dem Ansteuern von Porto Grande, dem Hafen einer der größeren Kapverdischen Inseln namens Sao Vincente, war es vorerst mit der insgesamt beschwingten Serenität des Lebens auf See vorbei. Verde heißt grün. Und eigentlich stellte ich mir eine saftig grüne, gemütliche, subtropische Insel mit Urwald vor - doch weit gefehlt...

Schon die Einfahrt in den Hafen war eine Offenbarung. Es war eine Wasserstraße, die direkt durch einen Schiffsfriedhof führte. Als ich die vielen gestrandeten Wracks sah, wurde mir klar, warum Eduard und Theo gemeinsam auf der Brücke standen. Es war ein schwer zu durchfahrendes Gebiet mit vielen Untiefen, submarinen Felsen und anderen Tücken. Theo stand am Steuer, während Eduard mit Fernglas im rechten Ausguck stand und nach Untiefen Ausschau hielt. Alma und Anna verfolgten die Route auf der Seekarte und gaben ständig die neuen Tiefen und daraus resultierende Kurskorrekturen an Theo weiter. Victor saß mit Mundharmonika auf der Vorpiek. Während er spielte, beobachtete er die Fahrinne direkt vor dem Bug. Sein Auftrag war es, unvorhergesehene Gefahren vorab zu erkennen. Sie waren mit großem Ernst (außer Victor natürlich) bei der Sache, nur Heinz, Frida und ich waren ohne eine spezifische Aufgabe an Deck.

Mit einem Fernglas versuchte ich die abblätternden Schiffsnamen zu entziffern. Sie waren wertvolles Material für mein Logbuch der Katastrophen auf den Weltmeeren. Die Ambiguität meines Tuns ging mir durch den Kopf.

Ich verglich meine Situation mit der schwierigen Ansteuerung des Hafens. Es war gefährlich und erforderte höchste Konzentration vom Schiffsführer, heil zwischen den einzelnen Inseln hindurchzukommen, um nicht als neuer Schiffssarg zu enden. Die Schiffsskelette lagen zum Teil auf kleinen Sandbänken links und rechts neben der schmalen Fahrinne (manchmal nur wenige Meter breit). Sie waren bis auf den letzten rostigen Nagel ausgeschlachtet worden. Es waren ehemalige Fischerboote, deren Planken wahrscheinlich für immer in einem Lagerfeuer verstummt waren, und alte Frachter, wo der Rost bereits mannsgroße Löcher in die Rümpfe gefressen hatte. Ich hatte von den Schiffssleichen in einer kapverdischen Sage in einem Buch über Seefahrergeschichten gelesen. Diese besagte, dass die Inselbewohner des Nachts Laternen an die Schwänze ihrer Maultiere banden und sie am Strand auf und ab

führten. Das Licht lockte fremde Schiffe an, die so auf Grund liefen. Die Inselbewohner konnten sie dann in Ruhe ausrauben. Was war wohl aus den Besatzungen geworden? Wahrscheinlich waren sie als Sklaven von den Insulanern gleich neben dem Strandgut verhöckert worden. Die Wracks waren ein gefährlicher Saum der menschlichen Grausamkeit. Und aus einer wüstenartigen dunklen Einöde an Land stiegen schroffe, ja fast schwarze Vulkankegel empor.

Ich war sprachlos vor Entsetzen. Die Sonne brannte auf das Schiff, es war fast windstill. Victor spielte die Anfangsakkorde von „Spiel mir das Lied vom Tod“ auf seiner Mundharmonika. Gespenstisch hallten die Töne hinüber zu den Wracks. Die Dramatik passte zu meiner eigenen Stimmung. Ich fühlte mich wie der einsame Cowboy, der einer lebensverändernden Entscheidung ins Gesicht sah.

Trotzig reckte ich mein Kinn in die Sonne und blickte der Hafeneinfahrt entgegen. Mein Entschluss stand fest. Ich würde am nächsten Tag meinen Reisepass an mich nehmen und mit meinen 735 Dollar flüchten.

\*\*\*\*\*

Die Blue Star bog scharf um eine lange steinerne Mole und ich sah den Hafen von Porto Grande. Anna und ich standen wie bei jedem Einlaufvorgang auf unserem Posten auf der Vorpiek, die Leinen in den Händen. Es folgten das Festmachen und meine erste Begegnung mit der schwarzafrikanischen Welt - der krasse Gegensatz zu dieser unheimlichen Anfahrt.

Auf der Pier drängten sich viele Afrikaner und sie wollten alle beim Anlegen behilflich sein. Als ich unsere Schweißleine in Richtung Pier warf, streckten sich mindestens fünf Paar Hände zum Fangen des Wurfknäuels entgegen. Am Ende war das Seil zu einem dicken, etwa orangengroßen Knäuel geknotet, der unter Seeleuten Affenfaust genannt wird. Dieser schwere Knubbel erleichterte das sichere Werfen des Tampens.

Laut diskutierten die Männer mit dem Tampen in der Hand. Gesten verdeutlichten, dass es darum ging, wer die Leine um welchen Poller legen sollte. Mich faszinierte diese Szenerie sehr. Immer wieder blitzende strahlend weiße Zähne in den dunklen Gesichtern und es erklang fröhliches Lachen - der Grundton des Hafens - wie eine Hommage an die Hoffnung, denn die wenigsten Arbeiter trugen Schuhe oder heile Kleidung. Als Tagelöhner waren sie auf der Suche nach ein paar Münzen für sich und

ihre Familien. Schließlich einigten sich die Männer endlich und befestigten das Schiff. Erwartungsvoll blickten sie zu uns herüber.

Ein Schiff mit Weißen an Bord war zu jener Zeit ungewöhnlich, da die Inseln untereinander gerade in politischen Disputen steckten und sie weder als sicher galten noch touristisch erschlossen waren. Daher hatte Theo beschlossen, unseren Aufenthalt zunächst auf das Nötigste zu beschränken. Wir wollten nur kurz an der Pier festmachen, um Sprit, Wasser und Proviant zu laden.

Dennoch ließ ich den Gedanken, dass der Aufenthalt hier und vor allem mein Plan gefährlich sein könnten, gar nicht erst hochkommen.

„Ich habe gerade mit dem Kapitän des dänischen Frachters, der dort vorne liegt, über Funk gesprochen.“ Theos Stimme hallte durch die Lautsprecher über dem Deck. „Er rät uns, aus Sicherheitsgründen längsseits anzulegen. Das werden wir machen. Leinen los.“ An einem anderen Schiff längsseits festzumachen, heißt auf Seemännisch „im Päckchen“ liegen. Genau das meinten die Dänen. Ich erkannte den Grund sofort. Es hatte den Vorteil, dass wir so nur eine Schiffsseite unbewacht hatten. Wir lösten die auf Slip liegenden Leinen und zogen sie rasch an Bord zurück, während die Blue Star bereits rückwärts dampfte. Theo drehte das Schiff im Hafenbecken und steuerte den dänischen Frachter auf der gegenüberliegenden Seite an. Dort standen bereits drei Männer an Deck und warteten auf die Leinen. Das Anlegen an die Elsa, so hieß das dänische Schiff, verlief perfekt und plötzlich fühlte ich mich wieder stolz und als Teil der Blue Star. Schnell verdrängte ich diese Gefühle, um meine eigene Mission nicht zu gefährden. Zoll und Einreisebehörde ließen nicht lange auf sich warten. Über die Elsa kamen sie auf unser Schiff. Ihre Begrüßung fiel sehr knapp aus. Sie wechselten ein paar Worte mit Theo in schwerverständlichem Französisch. Plötzlich war Theo ganz aufgebracht. „Sie wollen unsere Pässe, die Crew und Zolllisten mitnehmen. Ich traue der Situation nicht.“

Eduard kam hinzu und verhandelte in einem wesentlich besseren Französisch und einem Lächeln mit den Beamten.

„Ich werde mit ihnen gehen“, sagte Eddy schließlich zu uns. „So behalte ich die Papiere im Auge und kann offene Fragen gleich beantworten.“

Einer der Dänen war mittlerweile auch an Bord gekommen und nickte Theo zu. „Moin. Ich bin Arne, der Kapitän der Elsa“, sagte er auf Deutsch. „Dein Steuermann hat eine



gute Idee. Etwas Kleingeld bewirkt hier außerdem immer kleine Wunder.“ Er lächelte ironisch. „Willkommen an der afrikanischen Küste.“

„Danke für die Einweisung in ortsübliche Gepflogenheiten.“ Theo schüttelte die Hand des sympathischen Skandinaviens. „Ich bin Theo, der Captain der Blue Star.“

„Okay, Captain“, wandte sich Eddy wieder an Theo, „ich begleite die Herren ins Büro. Falls nötig, habe ich auch ein paar Dollar in der Hosentasche.“ Damit gingen die Männer via Elsa von Bord.

Theo lud Arne zum traditionellen Anlegebier auf seine Brücke ein. Anna, Alma und Frida machten die Blue Star hafenklar und begannen die Leinen aufzuschließen und die Fender festzubinden, während ich Heinz in den Maschinenraum folgte. Dort fuhren wir Herrn Deutz herunter, arbeiteten unsere Prüfliste ab und putzten alles, um allzeit bereit zu sein.

Als ich die Zylinderdeckel mit einem trockenen Tuch polierte, wurde mir klar, dass ich diese schöne Aufgabe zum letzten Mal erledigte. Denn morgen würde ich abhauen. Ein Teil in mir machte Luftsprünge. Trotzdem konnte ich den kleinen Kloß in meinem Hals nicht ignorieren, erst recht nicht, als auch noch Heinz mich über den Motor hinweg anlächelte. Eine Entscheidung ist eine Entscheidung, dachte ich resolut und straffte meine Schultern.

Endlich kam Eduard zurück an Bord. Unter seinem Arm klemmte die Bordmappe.

„Diese Beamten haben einen sehr ausgeprägten Geschäftssinn.“ Er rieb Daumen und Zeigefinger aneinander und lachte, womit er deutlich machte, dass er die Beamten hatte ordentlich bestechen müssen. „Schweizer Banken könnten direkt noch etwas von ihnen lernen.“

„Bis später, Leute.“ Arne verabschiedete sich kurz darauf, tippte an den Rand seiner blauen Schirmmütze und kletterte wieder auf seine Elsa.

Unser Maschinist übernahm die erste Deckswache, während die anderen sich im Hafen umsehen wollten. Das wäre eine günstige Gelegenheit, um an meinen Pass zu kommen, überlegte ich mit klopfendem Herzen.

„Ich bleibe an Bord und leiste Heinz Gesellschaft“, sagte ich so beiläufig wie möglich.

„Ach?“ Heinz stemmte seine Hände in die Hüften. „Was hält dich an Bord, wenn sich vor deinen Füßen eine neue Welt auftut?“

Heinz brachte mich auf eine Idee. Vielleicht konnte ich diesen Hafenausflug nutzen, um Informationen zu sammeln.

Schnell flitzte ich nach unten und zog mich rasch um. Ich überlegte kurz, ob ich mein Geld mitnehmen sollte, entschied mich aber dagegen. Ohne Pass konnte ich kein Flugticket bekommen. Das wusste ich. Außerdem war es zu gefährlich, in dem Gedränge so viel Geld in der Tasche zu haben. Heinz hatte mich vor Taschendieben in den Häfen gewarnt. Erst wenn ich den Pass in Händen hielt und ein Reisebüro entdeckt hatte, würde ich das Geld mitnehmen. Ich hatte mir vorgenommen, es in dem flachen Umschlag in meine Jeans zu stopfen. Nicht in die Taschen, sondern direkt vor den Bauch.

\*\*\*\*\*

Direkt neben der Pier war ein großer Fischmarkt aufgebaut. Viele buntgekleidete und kopftuchtragende dunkelhäutige Frauen saßen vor großen Eimern oder Fässern, in denen der Fisch lagerte, den sie zum Verkauf feilboten. Sie fächerten abwechselnd ihr Gesicht und die Fische mit einer alten Zeitung. Teilweise konnte ich vor lauter Fliegen den Fisch kaum sehen – außer in den Momenten, wo die Fliegen vor der schwingenden Zeitung der Marktfrauen flüchteten. In nur wenigen Eimern war der Fisch auf Eis gelagert, aus ihnen sickerte ein kleines stinkendes Rinnsal auf die staubige Straße. Die Kopftücher der Verkäuferinnen waren bunter und lässiger als in Marokko und die Frauen viel ausladender in ihrem gesamten Habitus.

„Guck mal da vorne!“, raunte mir Anna zu. „Das ist ja echt ekelig und wie das stinkt!“ Ein Gestank der verschiedenen Faulstadien malträtierte unsere Nasen. Ich kämpfte mit einem heftigen Würgereiz und zog mir mein Halstuch über die Nase. Zu unseren Füßen lagen die Fische nebeneinander auf einer alten zerrissenen, karierten Plastikdecke. Neben den kaputten schmutzig rosafarbenen Plastiklatschen der alten Frau hockte sich gerade ein kleines Mädchen hin, hob ihren Rock an und pinkelte auf die Straße. Einfach so. Der Urin floss in das Rinnsal aus Wasser und Fischabfällen.

Mein Blick wanderte nach oben und ich schaute in ein fröhliches, wenn auch zahnloses Lächeln in einem verwelkten Gesicht - die Augen wirkten seltsam jung und gütig. Was für Gegensätze, dachte ich erschüttert. Unglaublich. Ich merkte, dass ich die Frau regelrecht anstarren musste. Statt böse zu werden, winkte sie uns fröhlich zu. Von mir selbst ertappt, versuchte ich woanders hinzusehen. Aber es klappte nicht. Diese alte Marktfrau war so faszinierend. Welche Lebensumstände führten zu einem so

widersprüchlichen Aussehen? Die Frau sagte etwas auf Kreolisch zu meinem Vater, der freundlich abwiegelte.

„Kinder“, sagte er zu meiner Schwester und mir, „seid nett und vorsichtig, dass ihr mir hier nichts anfasst oder probiert. Hier gibt es Keime, gegen die euer Körper nicht gewappnet ist.“

Alle paar Meter zupfte man uns am Arm, um uns neue Angebote zu unterbreiten. Unser Hauptanliegen war es, guten, nicht gepanschten Treibstoff zu finden. Ich begriff nicht, warum die Leute Diesel mit Wasser verdünnten. Damit kann kein Schiffsmotor laufen.

„Na ja“, erklärte meine Schwester, „aus einem Liter machst du mit Wasser einfach zwei. Das heißt, du verdienst das Doppelte. Bis der Motor in die Knie geht, ist man längst aus dem Hafen raus und die Leute über alle Berge.“

„Wie passt das zu der Freundlichkeit?“ Ich hatte Zweifel daran, dass man uns würde betrügen wollen.

„Das nennt man Überleben“, entgegnete sie genervt und rollte mit den Augen.

Gerade als ich kontern wollte, sah ich ihn. Ich traute meinen Augen nicht. Zunächst dachte ich an eine Fata Morgana. Plötzlich trafen sich unsere Blicke und er wendete sich schnell ab und versuchte hektisch, in der Menschenmenge zu verschwinden. Das bestätigte nur meinen Verdacht, dass er es tatsächlich war. Das war keine Erscheinung, sondern dieser schmierige Typ aus Las Palmas, den ich Staubsaugervertreter getauft hatte. Was wollte er hier?

Meine Blicke folgten ihm. Dann war er zu meinem Ärger auf einmal untergetaucht. Da entdeckte ich Frida. Sie trug einen Kapuzenpullover und hatte die Kapuze über der Sonnenbrille tief ins Gesicht gezogen. Sie drehte ihren Kopf hin und her und schien die Menge abuscannen und jemanden zu suchen. Konnte das nur ein Zufall sein, fragte ich mich und erinnerte mich daran, wie die beiden in Las Palmas Blicke und Gesten ausgetauscht hatten.

Frida konnte ich noch deutlich sehen. Der Staubsaugervertreter dagegen hatte sich in Luft aufgelöst. Nein. Dass der Typ heute hier auf diesem Markt war, war kein Zufall.

Doch was hatte es zu bedeuten?

„Schau mal!“ Ich zupfte Anna am Ärmel. „Frida ist da vorne. Heinz hat mir erzählt, sie wollte an Bord bleiben.“

„Und?“ Anna zuckte mit den Schultern. „Vielleicht hat sie es sich anders überlegt und ist alleine los.“

„Nein. Es ist was anderes. Erinnerst du dich an diesen komischen Typen in Las Palmas?“  
Sie schüttelte den Kopf.

„Na, der Typ, der dir am open-ship-Tag in Las Palmas fast Löcher in den Bauch gefragt hat. Er trug damals eine große Sonnenbrille, eine alte Sportjacke, Jeans und Cowboystiefel, die drei Nummern zu groß für seine kleinen Füße waren. Er hatte etwas Unheimliches, Ungepflegtes, fast Speckiges an sich. Ich habe ihn gerade gesehen.“

„Was? Hier? Das kann ich mir kaum vorstellen.“ Vor dem Büro des Hafenmeisters, das wir gerade alle zusammen erreicht hatten, drehte sie sich zu mir um.

„Doch, Anna.“ Insistierte ich heftig. „Er trägt sogar die gleiche Jacke und wieder diese komischen Cowboystiefel.“

Diese Sache machte mich nervös. Frida war bisher sehr verschlossen gewesen und wirkte trotzdem immer wachsam auf mich. Dieses Verhalten erinnerte mich an Bodo, unseren alten Steuermann. Bei ihm hatte ich genauso ein schlechtes Gefühl gehabt. Leider wurde es von seinem Versuch, uns auf einer Sandbank havarieren zu lassen, bestätigt. Ich beschloss, meinem Instinkt zu vertrauen.

„Dem müssen wir nachgehen. Wir müssen Frida folgen.“

„So ein Quatsch.“ Meine Schwester sah mich genervt an.

„Ist dir das hier nicht Abenteuer genug?“ Sie machte eine ausladende Handbewegung. Dann wies sie auf das Gebäude, vor dem wir standen. Ihre Stimme hatte eine endgültige Note.

„Wir gehen jetzt mit Theo hier rein. Das Wichtigste ist jetzt, sauberen Diesel zu bekommen.“

Wie konnte sie nur so naiv sein? Genau wie bei Bodo damals. Sie glaubte immer nur an das Gute in den Leuten. Ich nicht.

„Dann gehe ich jetzt alleine“, sagte ich entschlossen.

„Okay, okay.“ Sie hielt mich am Arm fest und schaute mir in die Augen.

„Ich sehe, dass du es ernst meinst. Vielleicht ist ja etwas an deinen Befürchtungen dran. Später helfe ich dir. Jetzt bleiben wir erstmal bei Papa und beobachten die Verkaufsverhandlungen. Das ist sicherlich spannend.“

Verärgert riss ich meinen Arm aus ihrem Griff. Während der Diskussion mit Anna hatte ich Frida in dem Gedränge inzwischen aus dem Blick verloren. Mir blieb nichts anderes übrig als hierzubleiben.

„Na gut. Aber später machen wir uns auf die Suche. Versprochen?“

Anna und Theo waren einfach zu gutgläubig. Sie dachten, nur weil sie eine Erwachsene war und eine Frau, war sie ein per se guter Mensch. Ich musste an dieser Sache dranbleiben. Sie aufklären. Die Verbindung zwischen Frida und diesem merkwürdigen Typen aufdecken. Ich spürte, dass etwas nicht stimmte. Da war ich mir ganz sicher. Konnte ich Anna, Theo und die anderen Crewmitglieder in dieser Situation einfach verlassen? Nicht, bevor ich herausgefunden hatte, welches Spiel die beiden spielten. Ich musste mir in diesem Augenblick eingestehen, dass ich mich dieser Crew einfach doch sehr verbunden fühlte.

\*\*\*\*\*

Theo schien mitten in den Verhandlungen angekommen zu sein. Anna und ich standen in der Tür, während sich der Hafenmeister und Theo an einem alten Gartentisch, über dem ein Deckenventilator flirrte, gegenüber saßen. Der Schwarze war ein dicker Mann und er trug eine leichte Stoffhose und ein Jackett. Das waren viele Klamotten für diese Hitze. Kein Mensch trug außerhalb des Büros eine Anzugjacke. Ich hatte den Eindruck, dass er mit seinem Jackett seine Autorität betonen wollte. Außerdem schien es ihm nichts auszumachen, denn er schwitzte - überhaupt nicht. Im Gegensatz zu Theo, dem der Schweiß hinunterrann und schon einen großen, feuchten Fleck auf dem Rücken seines hellblauen Hemdes hinterlassen hatte.

Die Verhandlung um den Treibstoff wurde in einem lustigen Pidgin-Französisch-Englisch geführt, da mein Vater weder Portugiesisch noch Kreolisch sprach und der Hafenmeister zwar kein Deutsch, aber ein paar Brocken Englisch konnte. Unbekannte Worte wurden einfach in der eigenen Sprache eingesetzt.

Nur in groben Zügen konnte ich dem Gespräch folgen. Die Miene des Hafenmeisters schien ernst und gerade schüttelte er zum wiederholten Male den Kopf, als ob er Theo nicht verstehen würde. Doch als Theo ein paar Dollarscheine aus der Tasche zog, entspannte sich das Gesicht des Mannes und das Geld änderte alles. Ich war hin- und hergerissen zwischen Zorn und Verständnis. Zum einen war da ein beängstigendes Gefühl der Abhängigkeit, da es so schwer schien, guten Treibstoff zu bekommen, und zum anderen beschäftigte mich der Spruch meiner Schwester: „Ist doch logisch, wenn man so arm ist, hat jede Information ihren eigenen Wert.“

„Ich habe Freund“, sagte der Hafenmeister schließlich und rollte einen Dollarschein in den Fingern hin und her. „Großer Mann, agente policial. Er dir kann helfen! Ich ihm sagen, soll kommen hier.“ Er blickte lange auf den zerknüllten Geldschein. Seine hochgezogene linke Augenbraue signalisierte, dass er mehr Geld wollte. Mein Vater nickte wenig begeistert, dennoch schien er diesen Vorschlag als wohl die einzige realistische Chance zu betrachten, an guten Treibstoff für die Atlantiküberquerung zu kommen. Also wechselten weitere Geldscheine den Besitzer. Der Hafenmeister versprach, später zum Schiff zu kommen. Wir verließen das Büro. Ich merkte, dass Theo nicht ganz wohl bei der Sache war. Später bestätigte jedoch der dänische Schiffsführer, dass auch er so an guten Dieseltreibstoff gekommen war. Draußen tauchte die Sonne den Hafen in ein blendendes, gleißendes Licht. Der Tag war vorangeschritten und das Angebot auf dem Markt war kleiner geworden. Vielleicht hatte der Geruch der gammeligen Fische das erträgliche Maß in der Mittagssonne endgültig überschritten, vermutete ich und schüttelte mich bei der Erinnerung an den Gestank. Auf einmal fiel mir meine Mission wieder ein, die Motive des zwielichtigen Geschäftspaares herauszufinden. Sofort suchten meine Augen wieder die Umgebung ab. Nichts. Weder Frida noch der Unbekannte waren zu sehen. Was hatte Frida mit dem Staubsaugervertreter zu tun?

Die Dänen waren auch in anderen Dingen sehr hilfsbereit. Wir durften an Bord ihres Schiffes, der Elsa, heiß duschen, was nach gefühlt endlosen Tagen Seewasser schon fast Seacloud-feeling war. Unsere Wäsche konnten wir vor dem Start über den Atlantik sogar in einer Waschmaschine waschen. So einen Luxus gab es auf der Blue Star und auch in vielen Häfen nicht. Das Trinkwasser bekamen wir ebenfalls von den Dänen, da sie eine Trinkwasseraufbereitungsanlage hatten. Auch wenn es schwer zu glauben war, war dieses Wasser tatsächlich wesentlich unbedenklicher als das Wasser vom kapverdischen Festland. Trinken durften wir das Wasser aber auch nur im Notfall, sondern sollten besser das Flaschenwasser trinken. Beim Essenzubereiten galt schon lange: „Koche es, schäl es oder vergiss es“ - als Hygieneschutz.

Dank Frida und dem guten Kontakt zu ihren Landsleuten auf dem Frachter wurden wir auch mit Rotwein, dänischem Bier und Käse versorgt. Trotzdem misstraute ich ihr immer mehr. Der Kapitän steckte Anna und mir sogar eine Tafel Marabu - Schokolade zu. Die

versteckten wir sofort vor Theo, sonst hätte er sie uns bestimmt weggenommen und nur dann stückchenweise an uns verteilt, wenn er Lust dazu gehabt hätte.

Heinz und ich bereiteten das Bunkern des Diesels vor. Wir kontrollierten die Tanks und die zusätzlichen Treibstofffässer an Deck. Schließlich berechneten wir die Zeiträume, nach denen Herr Deutz von einem leeren auf einen noch vollen Tank umgeschaltet und der jeweils leere Tank neu befüllt werden musste.

Anna, Victor, Eddy und Theo arbeiteten auf der Brücke. Sie lasen in den Seekarten und Handbüchern, gaben der Route über den Atlantik den letzten Schliff und verständigten sich über die Einteilung des Rudergehens, also wer wann auf der Brücke Dienst tun musste.

Nach getaner Arbeit genossen Anna und ich an Deck den Spätnachmittag an Deck. Gerade war Frida mit Alma hinten in der Kombüse. Seit heute Nachmittag hatte sie sich nicht mehr auffällig benommen. Erst gegen sieben sollte es Abendessen geben. Ich tat so, als wäre ich in meinen Roman „Miguel Street“ von V.S. Naipaul vertieft. Auf Englisch quälte ich mich nun mit dem jugendlichen Protagonisten durch die Straßen von Port of Spain auf Trinidad.

Trinidad ist die größte Insel der Kleinen Antillen im Karibischen Meer und. Zwar nicht genau Trinidad, aber die Gegend dort, nämlich Jamaika, war das Ziel unserer Reise. Ich sehnte mich mit allen Fasern meines Herzens nach Flensburg zu Mama, aber es gab auch eine Seite meiner Seele in mir, die noch genauso abenteuerlustig war wie am Tag unserer Abreise. Und ich war ehrgeizig. Englisch war vor der Note sechs, die ich wegen gezeichneter Emoticons statt Antworten in einer Klassenarbeit kassiert hatte, mein Lieblingsfach gewesen.

Es machte mir Spaß, das englischsprachige Jugendbuch zu lesen. Besonders das Pathos in den Dialogen war eine Herausforderung. Auch wenn ich nicht jedes Wort verstand, mochte ich den Humor der geschilderten Menschen. Sie betrachteten das Leben immer mit einem Augenzwinkern und hatten eine sehr bildhafte Sprache. Weil ich mich nicht konzentrieren konnte, kam ich mit der Hahnenkampfszene gerade nicht richtig weiter. Anna rüttelte mich an meinem großen Zeh. Ich hatte meine Beine auf eine ihrer Armlehnen gelegt. Ohne aufzuschauen, nahm ich meine Füße herunter und las weiter. „Hey Lütten, schau mal“, flüsterte sie, „Frida macht sich landfein.“ Sie legte ihr Buch auf den Tisch.

Frida kam an Deck. Sie hatte sich umgezogen. Nun trug sie eine lange dunkle Jeans, Militärstiefel, eine langärmelige, weiße Bluse und hatte ein grünes Tuch locker um den Hals geschlungen. Sie schulterte ihren kleinen Rucksack, setzte die verspiegelte Sonnenbrille auf und spähte ein letztes Mal nach drinnen, um dann über die Elsa an Land zu steigen.

Sie schien so mit der eigenen Unsichtbarkeit und dem Blick nach hinten beschäftigt, dass es ihr entging, dass wir sie beobachteten. Sie wollte sich offensichtlich davonstehlen, aber da hatte sie sich zu früh gefreut.

„Da müssen wir hinterher.“ Ich schob meine nackten Füße in meine alten, zerbeulten Turnschuhe, die von der Arbeit im Maschinenraum außerdem ganz verdreckt waren. Als ich an mir hinunterblickte, sah ich zu meinem Entsetzen meinen Blaumann. Ich war zu faul gewesen, mich umzuziehen, und hatte ihn nur weit aufgeknöpft. Egal. Ich nahm nur die Ohrenschützer ab, die noch um meinen Hals hingen und legte sie zu den Büchern auf den Tisch.

Frida war bereits an Land gegangen und ging zielstrebig mit schnellen Schritten in das Gewühl des Hafens.

„Anna, komm!“ drängelte ich. „Wir dürfen sie auf keinen Fall verlieren.“ Ich hatte einen Fuß schon auf der Elsa.

„Wir müssen eben Bescheid sagen“, mahnte sie und zeigte zur Brücke, wo Theo gerade Dienst schob.

Genervt rollte ich mit den Augen. „Ach, quatsch. Das schaffen wir nicht. Sonst ist sie weg. Komm jetzt!“

Anna zögerte, bevor sie mir vom Schiff herunter folgte.

Ich konnte sehen, dass es ihr nicht leicht fiel, den Abmeldebefehl von Theo einfach über Bord zu werfen.

Wir mussten rennen, um Frida nicht in der Mensentraube zu verlieren.

Wir folgten ihr über den Platz und sie drohte, zwischen den vielen beschäftigten und laut diskutierenden Händlern zu verschwinden. Jäh legte sich ein beißender Gestank – eine Mischung aus gärendem, altem Gemüse, verwestem Fisch und dem Schweiß von mehreren ganzen Feldarbeiter- und Fischertrupps – wie eine luftdichte Käseglocke über uns. Ich hielt mir meinen alten Maschinenlappen, der noch in meinem Blaumann steckte, vor die Nase. Nicht, dass dieser Altölgeruch angenehmer war, aber im Vergleich



roch er vertraut und fast sauber. Annas Nasenflügel blähten sich auf und sie presste die Lippen aufeinander. Sie versuchte so sparsam wie möglich zu atmen.

Wir folgten Frida in ungefähr zehn Metern Entfernung. Zunächst bewegte sie sich kreuz und quer über das Gelände und schaute sich suchend um. Fast hätte sie uns entdeckt.

Schnell duckten wir uns in die bunte Menge und hielten dabei die Luft an. Um im Gedränge zusammenzubleiben, hielt Anna meine linke Hand ganz fest.

Als Frida sehr zielstrebig auf den Maschendrahtzaun links vom Schlagbaum am Ausgang zusteuerte, reckte ich meinen Hals und zog ihn instinktiv ganz schnell wieder ein. Ich hatte ihn gesehen.

Mir war kalt und heiß zugleich. Die Haare stellten sich mit einer Gänsehaut auf meinen Armen auf und ich spürte wie mir gleichzeitig der Angstschweiß den Rücken herunterlief. Immer noch leicht geduckt zupfte ich an Annas linkem Ärmel. Als sie mich anschaute, wies ich mit einem Kopfnicken nach links, hinüber zum Zaun.

„Das ist doch der Typ aus Las Palmas“, flüsterte ich.

„Meinst du wirklich?“ Anna sah mich mit Zweifeln in den Augen an.

„Ja. Ich bin sicher.“ Vorsichtig lugte ich wieder hinüber, jedoch immer darauf bedacht, dass meine blonden Haare nicht durch die Menschen hindurchleuchteten. „Ich erkenne ihn an den hässlichen und für so einen kleinen Typen viel zu großen Cowboystiefel. Das ist der Typ von der Mole in Las Palmas. Ganz bestimmt.“

Anna sah jetzt genauer hin. „Er trägt auch die gleiche Sonnenbrille. Du hast recht, Lilly. Es ist der Staubsaugervertreter.“

Als ob er sich beobachtet fühlte, schaute der Mann in unsere Richtung und verzog die Mundwinkel, aber er sah uns nicht. Mein Mund wurde ganz trocken.

„Komm, wir kehren um und gehen zurück an Bord.“ Anna spürte meine Angst.

Ich schluckte. „Nein. Wir müssen sie weiter beobachten.“

Hinter uns schob ein Mann einen Handwagen auf dem sehr wackelig zwei große, tropfende Fishtonnen aus Plastik balancierten. In diesem Moment hatte ich eine Idee.

„Lass uns hier neben dem Karren mit den Tonnen herlaufen. Dann können wir noch eine Weile beobachten, was vor sich geht.“ Die Tonnen würden eine gute Tarnung sein. Der freundlich dreinblickende Fischer nickte und sein Blick verriet mir, dass er gemerkt hatte, dass ich über ihn gesprochen hatte. Ich nickte zurück und lächelte ein bisschen.

„Ich weiß nicht, ob das so gut ist.“ Anna ließ sich so widerwillig wie ein altes Maultier weiterzerren.

„Ach, komm schon. Uns wird schon nichts passieren“, sagte ich zwar, aber mein Herz raste. Wir mussten es einfach versuchen.

Endlich war der Karren auf unserer Höhe angekommen. Gerade rechtzeitig wurden wir verdeckt - als Frida sich unerwartet umdrehte, verschwanden wir hinter den stinkenden Fischfässern. Vor Gestank und Aufregung krampfte sich mein Magen zusammen, Säure brannte meine Speiseröhre hinauf und hinterließ einen bitteren Geschmack in meinem Mund.

Langsam gingen wir im Tempo des Karrens weiter. Das Blau meines Overalls tarnte mich perfekt hinter den blauen Fässern. Ich hoffte, dass der Fischer uns nicht wegscheuchen würde. Zu meinem Entsetzen näherten wir uns dem Zaun. Die Entfernung zu Frida und dem Mann wurde immer kleiner.

Frida und der Staubsaugervertreter hatten die Köpfe zusammengesteckt und schienen sehr nervös zu sein, sahen immer wieder auf und blickten wachsam umher. Unser Tarnfischer war jetzt auf ihrer Höhe. Und dann konnte ich mein Glück kaum fassen – konnte ich sogar etwas hören und schnappte englische Wortfetzten auf.

„... Geld ... zuhause ... ankommst. ... niemandem. ...“

Mist, dachte ich, das machte so keinen Sinn. Keine Sachlogik wollte sich mir erschließen. Verärgert spähte ich weiter zwischen den Fässern hindurch und versuchte, mich dem Trott des Fischers anzupassen.

In der linken Hand des Mannes tauchte kurz etwas Braunes auf, ein Päckchen vielleicht. Er gab es Frida und Frida lugte kurz hinein. Ich zupfte an Annas Arm. Ohne die beiden aus dem Visier zu lassen, deutete sie ein Nicken an. Sie hatte es also auch gesehen. Frida öffnete es einen Spalt und ließ etwas Kleinteiliges einzeln in ihre Finger gleiten. Die Sonne reflektierte, es schien etwas aus Plastik zu sein.

„Sieht so aus, als ob sie Tütchen zählt.“

„Es kommt noch viel besser“, raunte Anna mir zu. „Siehst du das riesige Bündel grüner Banknoten? Sieht nach US-Dollar aus.“ Auch dieses Bündel übergab der Mann unserer Frida.

„Tatsächlich. Wahnsinn! Was wird hier gespielt?“

Der Fischer war nun auf dem Weg das Hafengelände zu verlassen und wir mussten ihn ziehen lassen, sonst hätten wir uns bei den Wachbeamten am Tor ausweisen müssen.

„Sollen wir die Polizei alarmieren?“, fragte ich Anna mit Blick auf die beiden Männer in Uniform.

„Nein, lieber nicht“, entschied sie. „Die Staatsdiener hier sind mir zu korrupt. Nachher kriegen wir Ärger.“

Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Anna hatte recht, wenn sie Frida verhafteten, würden wir womöglich diesen stinkenden Hafen nie verlassen dürfen. Mir grauste es bei diesem Gedanken.

Wir ließen uns zurückfallen und von den lärmenden Leuten umschwärmen - wie ein Fischschwarm verschluckte uns die bunte Menge. Schweigend schwammen wir gegen den Strom langsam zurück zur Blue Star.

Meine Gedanken überschlugen sich. Warum war dieser Typ hier? Woher wusste er, dass wir genau diesen Hafen angelaufen hatten? Was hatte Frida mit ihm zu tun? Was war in dem Päckchen? Warum gab er ihr so viel Geld? Was hatten die beiden vor?

Vorsichtig schielte ich zu Anna an meiner Seite. Ihre konzentrierten Gesichtszüge und das Malmen ihres Kiefers zeigten mir, dass sie an denselben Fragen knabberte. Aber ich wagte nicht, sie anzusprechen.

...